



# Mit Gunst und Verlaub!

## Wandernde Handwerker: Tradition und Alternative

Dargestellt und herausgegeben  
von Anne Bohnenkamp und Frank Möbus  
unter Mitwirkung von Leonie Mader

Mit Fotos von Ulla Lüthje

Büchergilde Gutenberg

Lizenz Ausgabe für die Mitglieder  
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,  
Frankfurt am Main, Wien und Zürich  
[www.buechergilde.de](http://www.buechergilde.de)  
Mit freundlicher Genehmigung  
des Wallstein Verlags, Göttingen  
Erweiterte Neuauflage 2020  
Komplett überarbeitete Neuauflage 2012  
Erste Auflage © Wallstein Verlag, Göttingen 1989  
Einbandgestaltung: Marion Blomeyer, München  
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg  
Printed in Germany 2022  
ISBN 978-3-7632-7371-3

# Inhalt

Von der Haltbarkeit der Tradition. Vorwort 2020 . . . . .	7
Das kann doch nicht alles gewesen sein! Vorwort 1989 . . . . .	9
Vom Alten Handwerk . . . . .	11
Von den Anfängen der Zünfte im Mittelalter . . . . .	13
Das Wandern als Handwerksbrauch . . . . .	16
Gesellenbruderschaften . . . . .	19
Vom zünftigen Gesellenmachen. . . . .	25
Auf der Walz . . . . .	31
Das Ende der Zünfte . . . . .	44
Von der Geschichte des Gesellenwanderns	
im 20. Jahrhundert . . . . .	48
Im Streit ums Erbe der Zünfte. . . . .	54
Ein brauner Schlips, den keiner wollte . . . . .	63
Tippelei und Wirtschaftswunder . . . . .	67
Tradition kontra Alternative? . . . . .	68
Fixe Tippelei! Berichte von der Walz	
Vom Reden mit Reisenden . . . . .	79
Das ist das Non-Plus-Ultra! . . . . .	82
Ich war die erste Schlipsgesellin . . . . .	89
Ich wollte nicht auf Wanderschaft gehen . . . . .	95
Immer nur wandern – das war absolut gräßlich! . . . . .	102
Ich hab’s mir ein bißchen poetischer vorgestellt . . . . .	112
Ich werd’ jetzt flüege . . . . .	119
Stein – das hat mich schon immer fasziniert . . . . .	125
Es ist nicht immer nur Sahne . . . . .	134
Easy Living . . . . .	143
Ich komm’ mit Tippelei auch gut alleine zurecht . . . . .	146
Da fluchte Mister Saba . . . . .	152

Neue Berichte aus dem Winter 2019/20 . . . . .	178
Es ist ein großes Miteinander heute . . . . .	178
Ich habe auch einen Bildungsauftrag . . . . .	190
Man kann so viel machen . . . . .	197
Zusammen können wir mehr erreichen . . . . .	203
 Anschieten und Abwinken . . . . .	 219
 Von zünftigem Schnack und Koschernerloschn . . . . .	 223
Zur Sozialgeschichte der Landstraße . . . . .	226
Zünftiger Kundenshall . . . . .	232
Zur Wortbildung des Rotwelschen . . . . .	238
Von den Zinken . . . . .	243
 Kochume Fleppe. Kleines Glossar der Walzsprache . . . . .	 246
Walzsprache – Deutsch . . . . .	247
Deutsch – Walzsprache . . . . .	255
 Vom Siegellack bis zu den Löwengeschwistern	
Kurzvorstellungen der Schächte . . . . .	260
Nachbemerkung 1995 . . . . .	262
Nachbemerkung 2012 . . . . .	262
 Literatur . . . . .	 264

# Von der Haltbarkeit der Tradition

*Vorwort 2020*

Dieses Buch wurde in den Jahren 1987 und 1988 geschrieben. Seit seinem ersten Erscheinen hat es rund zehn Generationen reisender Gesellen und Gesellinnen begleitet – und die alte Tradition der wandernden Handwerker ist heute so lebendig wie eh und je. Dabei hat sich die Welt seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts bekanntlich erheblich gewandelt: Von den Änderungen auf der politischen Landkarte seit dem Ende der DDR und dem Fall des ›Eisernen Vorhangs‹ bis zur Einführung des Euro und der europäischen Freizügigkeit und von der gewachsenen Selbstverständlichkeit des Reisens, dem allgegenwärtigen Einsatz des Computers bis zur Revolution der Kommunikation durch die elektronischen Medien. Nach über 30 Jahren war es an der Zeit, erneut das Gespräch mit den gegenwärtig Reisenden zu suchen, um zu erfahren, wie sich diese Veränderungen auf die traditionelle Wanderschaft der Handwerker und Handwerkerinnen auswirken und wie die Reisenden damit umgehen. Tatsächlich gelingt es ihnen bemerkenswert erfolgreich, ihre mündlich von Generation zu Generation überlieferten Regeln der sich wandelnden Wirklichkeit so anzupassen, dass die besondere Atmosphäre und der Geist der Wanderschaft im Kern erhalten geblieben ist. Davon konnte ich mich im Winter 2019/2020 bei vielen Gesprächen mit Reisenden und auf dem Wintertreffen von *Axt & Kelle* überzeugen.

Zu den zentralen Herausforderungen der letzten 15 Jahre zählt der Umgang mit dem Siegeszug der elektronischen Geräte, die heute den Alltag der meisten Menschen maßgeblich prägen. Zwischen den reisenden Gesellinnen und Gesellen gilt trotz der Möglichkeiten moderner Kommunikationsmittel und Medien auch heute noch die mündliche Vereinbarung. Termine werden ganz altmodisch verabredet – und dann immer streng eingehalten, denn kurzfristige Planänderungen können mangels Handy nicht spontan mitgeteilt werden. Die Verabredungen erfolgen mündlich oder via ›Straßenpost‹ – das sind kleine handgeschriebene Notizen und Briefchen, die von Reisenden, welche als Postboten fungieren, an entsprechende EmpfängerInnen weitergegeben werden. Unterwegs, so die Überzeugung aller ›Fremdgeschriebenen‹, mit denen ich im Laufe der letzten Wochen sprechen konnte, würde die Abhängigkeit von Handys

und anderen internetfähigen Geräten den Sinn der Wanderschaft grundsätzlich in Frage stellen. Daher zählt zu den ungeschriebenen Regeln des Unterwegsseins der strikte Verzicht auf den Besitz solcher Gerätschaften, um sich Unabhängigkeit, Offenheit und Aufmerksamkeit für das Hier und Jetzt zu erhalten.

Die meisten, die heute auf Tippelei sind, waren noch nicht geboren, als dieses Buch 1989 erstmals erschien. Viele von ihnen berichten heute, dass sie von seiner Lektüre inspiriert worden sind oder es nutzen, um Eltern und Familie über Tippelei zu informieren und von ihren Vorteilen zu überzeugen. Seit der Gründung von *Axt & Kelle* und dem *Freien Begegnungsschacht* in den 80er Jahren ist es ganz selbstverständlich geworden, dass auch Handwerkerinnen die Möglichkeit wahrnehmen, in einem Schacht zu reisen und zünftig ›einzubinden‹. So versteht sich auch der jüngste Schacht, die 2016 gegründeten *Löwengeschwister*, als moderne Vereinigung, in der Frauen und Männer erwandert werden, und zeugt – 30 Jahre nach der Entstehung des *Freien Begegnungsschachts* – von der Lebendigkeit der Tradition. Die *Vereinigten Löwenbrüder und -schwestern Europas* (so der offizielle Name) wurden von freireisenden Bäckern, Konditoren, Müllern und Brauern & Mälzern gegründet, um auch Frauen und Männern aus den Lebensmittelberufen wieder die Möglichkeit zu eröffnen, Deutschland, Europa und die Welt durch die Walz kennenzulernen.

Den Kontakt zu Albert, einem der Gründungsmitglieder dieses neuen Schachts, nahm Leonie Mader auf, eine junge Soziologin, die 2019 an der TU Berlin ihre Bachelor-Arbeit über die Tradition des Gesellenwanderns verfasst hat und dankenswerterweise an dieser Neuauflage tatkräftig mitgewirkt hat. Sie hat auch mit zünftigen Freireisenden gesprochen (vgl. die Interviews auf S. 190–202), die gegenwärtig besonders zahlreich unterwegs anzutreffen sind. Auf meine Anfragen bei den älteren ›Männerschächten‹, die heute alle über informative Internet-Präsenzen verfügen (während die jüngeren Schächte bewusst darauf verzichten, siehe auch S. 261), hat sich der einheimische Rolandsbruder Ansgar Wenning bei mir gemeldet, der von 2004 bis 2008 auf Wanderschaft war und heute für die Öffentlichkeitsarbeit des Rolandschachts zuständig ist. Von seinen reichen Erfahrungen berichtet er auf den Seiten 178–189. Schließlich findet sich auf den Seiten 203–218 ein Gespräch mit drei gegenwärtig Reisenden von *Axt & Kelle*, das ich – neben vielen anderen – auf dem Wintertreffen 2019/2020 in Lützensömmern führen konnte.

Das Engagement und die Offenheit der Gesellinnen und Gesellen, die ich in den letzten Wochen getroffen habe, haben mich wie vor 30 Jahren

sehr beeindruckt. Allen ehemals oder gegenwärtig Reisenden, mit denen ich sprechen konnte, sei herzlich gedankt. Ein besonderer Gruß gilt Kai Stehlgens.

Die neuen Berichte ergänzen diejenigen ihrer Vorgänger, die wir unverändert wieder mit abdrucken: Sie geben auch 30 Jahre später immer noch einen vielstimmigen Eindruck von der lebendigen Realität des Unterwegsseins.

Ich widme die neue Auflage dem Andenken an meinen Kollegen, Freund und Mitautor Frank Möbus, der 2015 viel zu früh an schwerer Krankheit verstorben ist.

Fixe Tippelei!

*Anne Bohnenkamp  
Bad Vilbel, im Januar 2020*

## Das kann doch nicht alles gewesen sein!

*Vorwort 1989*

»Wanderschaft – das hat mich irre interessiert: Also, diese Gestalten, die da in Schwarz durch die Lande tippeln und sich Land und Leute anschauen. Und ich habe dann doch erstmal, wie jeder andere Jugendliche, der das Glück hat, eine Ausbildungsstelle zu haben, ganz normal meine Lehre gemacht. Das wär's denn auch eigentlich gewesen. Ich wär' dabei geblieben und wäre in dem Trott geblieben – wenn ich nicht dieses Bild im Hinterkopf gehabt hätte, das ich mal in 'ner Illustrierten gesehen hatte: Das war so ein doppelseitiges Bild eines reisenden Zimmerer-Gesellen, der in Genf schafft und oben auf dem Dachstuhl 'nen Dachsparrennagel einhaut. Im Hintergrund, da waren diese blauen Berge, die Weite, und das hat mich wirklich irre fasziniert!«

Wie dem Zimmerer-Gesellen, der hier berichtet, ergeht es vielen jungen Handwerkern – am Ende ihrer Lehrzeit steht als Fazit: »Das kann doch nicht alles gewesen sein!« Und manche von diesen Unzufriedenen



wählen eine uralte Tradition als Alternative zum Alltagsstrott – für die Zeit von drei Jahren und einem Tag. Sie werden selbst zu solchen »Gestalten, die da in Schwarz durch die Lande tippeln«, zu Gesellen, die nach des alten Handwerks Recht und Gewohnheit zünftig auf die Walz gehen.

Dabei machen sie in einer Hinsicht alle ähnliche Erfahrungen: Ob es der nette Herr in Nadelstreifen ist, der sie mit ernster Stimme fragt: »Sind Sie ein Hamburger Zimmermann?«, oder der Punk mit schriller Frisur, der sich erkundigt: »Eh, Alter – auf was für 'nem Trip bist du denn?« – die meisten Menschen begegnen den zünftig Reisenden mit neugierigem Staunen, wissen aber denkbar wenig von ihnen oder halten sie gar für die letzten Vertreter einer eigentlich längst schon ausgestorbenen Spezies. In Wirklichkeit wächst in den letzten Jahren wieder die Zahl der Gesellen, die sich auf die zünftige Wanderschaft begeben: langsam zwar, aber stetig.

Im Mittelteil dieses Buches werden Gesellen, die sich in den Jahren 1987-1989 auf der Walz befunden haben, selbst ausführlich erzählen, warum sie sich für diese Lebensform entschieden haben und was sie auf ihrer Wanderschaft erlebten.

Will man die Gegenwart dieser Reisenden aber wirklich verstehen, so muß man manches von der Vergangenheit des Gesellenwanderns wissen. Deshalb berichten wir in einem historischen Teil mit Hilfe zahlreicher Dokumente und autobiographischer Zeugnisse zunächst von der wechselvollen und gelegentlich aufregenden Geschichte der Walz von den Anfängen im Mittelalter bis hin zu den achtziger Jahren unseres Jahrhunderts.

Bei der Arbeit an diesem Buch halfen zahlreiche zur Zeit wandernde und ehemals gewanderte Gesellen aller Schächte – unser besonderer Dank gilt dabei den Gesellinnen und Gesellen von *Axt & Kelle* und dem *einheimischen Freiheitsbruder* Ernst-Martin Reimers, der uns sein reichhaltiges Privatarchiv öffnete und uns auch sonst nach Kräften unterstützte.

## Vom Alten Handwerk

Zu der Zeit, als die ersten Handwerksburschen ihre Bündel schnürten und sich aufmachten, in der Fremde ihr Glück zu versuchen, gab es nicht einmal Postkutschen und kaum gepflasterte Straßen. Man war zu Fuß unterwegs und wer es sich leisten konnte, auch zu Pferd oder zu Wasser. Es war im ausgehenden Mittelalter, als das Wandern der Handwerksgejellen üblich wurde; wohl im Laufe des 14. Jahrhunderts entwickelte es sich zum festen Bestandteil eines Handwerkerlebens.

Die Zeit war geprägt vom Niedergang der alten Machtzentren des Mittelalters: Papst und Kaiser verloren Einfluß und Stärke. In Europa entstanden die Nationalstaaten, das deutschsprachige Gebiet allerdings zerfiel in eine große Zahl kleiner und sehr kleiner Einzelstaaten, die mehrere Jahrhunderte hindurch prägend blieben. »Wir sind schon durch ein Dutzend Fürstentümer, durch ein halbes Dutzend Großherzogtümer und durch ein paar Königreiche gelaufen und das in der größten Übereilung in einem halben Tag«, läßt Georg Büchner in seinem Lustspiel *Leonce und Lena* den Valerio noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts spotten. Und ganz Ähnliches haben die reisenden Handwerker jahrhundertlang tatsächlich erlebt.

Im späten Mittelalter entwickelten sich die Städte, begünstigt durch die Fortschritte des Fernhandels und den Ausbau der wichtigsten Verkehrswege, zu wirtschaftlichen und kulturellen Zentren. Im deutschen Sprachraum gab es bald über 3.000 Städte. Diese hatten freilich noch wenig gemeinsam mit den Städten des 20. Jahrhunderts, viele von ihnen waren wenig mehr als ummauerte Dörfer. Nur etwa 150 von ihnen besaßen mehr als 1.000 Bewohner und nur 15 zählten über 15.000 Einwohner und galten damit als Großstädte. Zu den größten und wichtigsten Städten gehörten damals Nürnberg und Ulm (mit etwa 20.000 Bewohnern), Lübeck (24.000) und Köln, das mit 35.000 Bewohnern innerhalb der Stadtmauern die Spitze hielt.

Aber nicht nur die Größe der mittelalterlichen Städte läßt sich mit heutigen nicht vergleichen, auch ihr Charakter war nach unseren Maßstäben in vielen Bereichen eher ländlich geprägt. Ein Großteil der Stadtbewohner betrieb gleichzeitig Landwirtschaft mit Ackerbau und Viehhaltung außerhalb und innerhalb der Stadtmauern: die unteren Stockwerke der

Stadhäuser dienten noch lange als Ställe. In den Gassen der Städte tummelten sich Kühe, Schafe und Schweine. Aus Ulm ist uns aus dem Jahre 1410 ein Gesetz überliefert, das den ›Ausgang‹ der Schweine auf die Mittagszeit zwischen 11 und 12 Uhr beschränkte ...

Mit Steinen gepflastert war in diesen Städten oft nur der Platz vor dem Rathaus, hie und da auch die Hauptstraße. In den Gassen aber versank man bei schlechtem Wetter in Morast und Kot. So wurden in Frankfurt zum Beispiel bis 1399 auch die Hauptstraßen nur mit Holzbohlen, Sand und kleinen Steinen befestigt, und der Dreck in den Straßen galt als allgemein akzeptierter Entschuldigungsgrund für das Ausbleiben oder die Verspätung eines Domherren beim Konvent. Wer ausgehen mußte, zog dicke Holzschuhe über.

Auf den Straßen der mittelalterlichen Städte standen zahlreiche Brunnen, die für das Gedeihen einer Stadt von großer Wichtigkeit waren. Denn Wasser war notwendig für das Vieh und gegen die häufigen Brände, vor allem aber auch für die immer zahlreicher werdenden städtischen Gewerbe. Gemeinsam war allen mittelalterlichen Städten auch die Stadtbefestigung, die für die Einwohner Schutz bedeutete. Mit zahlreichen Türmen und Stadttoren bot die Stadtmauer dem Ankommenden einen imposanten Anblick: München zum Beispiel besaß im Mittelalter über 100 Mauertürme.

Die Reisenden mußten sich vor Betreten der Stadt bei den Torwächtern ausweisen; nachts wurden die Tore geschlossen. Innerhalb der Stadtmauern dominierten noch lange die strohgedeckten Fachwerkhäuser, die teureren Steinhäuser blieben zunächst selten. Fenster aus Glas kamen erst langsam auf, bisher herrschten einfache Holzläden vor. Bald wurde innerhalb der Stadtmauern aus Platzmangel zunehmend vielstöckig gebaut, und es wurden Verordnungen nötig, die die zulässigen Bauhöhen beschränkten. Ein Wohnhaus sollte schließlich dem Rathaus oder gar der Kirche nicht über den Kopf wachsen! Zum Bild der mittelalterlichen Stadt gehörten zahlreiche Kirchen; die christliche Religion spielte eine zentrale Rolle im Leben des Einzelnen und in der Gemeinschaft. In vielen Städten wurde zu dieser Zeit mit dem Bau einer großen gotischen Kathedrale begonnen; noch heute zeugen Kirchen wie der Kölner Dom, das Straßburger und das Ulmer Münster vom Einsatz, Können und Fleiß vieler aufeinanderfolgender Generationen. Auf diesen großen Baustellen, den Domhütten, arbeiteten zahlreiche Handwerker zusammen am geplanten Bauwerk, und die Meister ihres Faches – Steinmetze, Maler, Bildhauer – schufen hier ihre großen Kunstwerke.

Die Städte wuchsen mit dem Handel und gewannen an Macht und Einfluß. In früheren Zeiten wurden sie von einem Stadtherren – einem weltlichen oder geistlichen Fürsten – beschützt und beherrscht. Mit dem wirtschaftlichen Aufstieg begann der Kampf um die Unabhängigkeit; das Marktrecht ging schließlich vielerorts von den Stadtherren an die Städte selbst über.

Aber nicht nur Wachstum und Aufschwung prägten das 14. Jahrhundert: Über das Meer kamen nicht nur Gewürze, Seiden und andere Kostbarkeiten aus fernen Ländern nach Europa, sondern auch die Seuche, der »schwarze Tod«. Es war im Jahr 1347, als ein Schiff vom Schwarzen Meer kommend in Messina einlief und die Pest nach Europa brachte. Sie wütete mehrere Jahre und tötete fast ein Drittel der europäischen Bevölkerung. Der Seuche folgte der Hunger: Die Kornfelder waren verdorrt und das Vieh auf den Weiden verkommen, der Boden war nicht bestellt und die Vorräte aufgebraucht. Die Krankheit, der Hunger, das Elend trieben die Preise in die Höhe, und in der Folge kam es vielerorts zu sozialen Unruhen und Aufständen.

## Von den Anfängen der Zünfte im Mittelalter

In engem Zusammenhang mit dem Aufstieg der Städte steht die Entwicklung des mittelalterlichen Handwerks. Das rasche Aufblühen der Städte zu Zentren von Gewerbe und Handel bot dem Handwerker neue Existenzmöglichkeiten. Er war nicht länger auf den Dienst hinter Klostermauern oder an Fürstenhöfen angewiesen, wo er als Leibeigener für weltliche oder geistliche Herren gearbeitet hatte, sondern zog nun als freier Bürger in freie Städte. Der mittelalterliche Rechtsgrundsatz »Stadtluft macht frei« erhöhte die Attraktivität der Städte: Ein Leibeigener, der länger als ein Jahr in einer Stadt gelebt hatte, ohne daß ihn sein Herr zurückverlangt hatte, konnte nicht mehr zurückgefordert werden, sondern galt als freier Mann.

In den Städten also gewann das Handwerk schnell an Bedeutung und Ansehen. Der städtische Markt bot dem Handwerk größere Absatzmöglichkeiten, zunehmende Spezialisierung der handwerklichen Berufe war die natürliche Folge. Für die Ernährung sorgten Bäcker, Metzger, Fischer, Gärtner, Küfer, Brauer, Bier- und Weinschröter, für die Bekleidung die Tuchmacher, Loh- und Weißgerber, Kürschner, Handschuhmacher, Schuster, Schneider und Färber ... Auch im Bauhandwerk nahm die Arbeitsteilung zu und führte zu wachsender Kunstfertigkeit innerhalb der einzelnen

Berufe. Da gab es Zimmerleute, Schreiner, Gipser, Maurer, Stukkateure, Maler – besonders die Steinmetze des späten Mittelalters sind noch heute für ihre Werke berühmt.

Schließlich gab es zahlreiche weitere Handwerke, von denen wir heute zum Teil nicht einmal mehr die Namen noch kennen: die Bender, Nestler, Reepschläger, Reußenschlosser, die Wagner, Nadler, Kartenmaler, Bürstenbinder, die Vogler, Fingerhutmacher, Bernsteindreher, die Messerer, Schwertfeger, Zinngießer, die Feilenhauer, Scherer und viele mehr. Zeitweise hat es allein mehr als 20 verschiedene Schmiedegewerbe gegeben (Kupferschmiede, Gold- und Silberschmiede, Klingenschmiede, Nagelschmiede, Waffenschmiede ...) und für jeden Teil der Ausrüstung des mittelalterlichen Ritters ein eigenes Handwerk (Plattner stellten die Brustplatte der Rüstung her, die Bisser und Sporer Kandaren und Sporen, Schwertfeger das Schwert usw.)

Das handwerkliche Können wuchs und mit ihm das Selbstbewußtsein der Handwerker. Zur Regelung der Gewerbe betreffender Fragen und zum gegenseitigen Schutz begannen sich die Handwerker zusammenzuschließen. Gemeinsam konnten sie auch ihre eigenen Interessen innerhalb der Stadtgemeinschaft besser vertreten. Diese Entwicklung vollzog sich allmählich. Die Zusammenschlüsse der Handwerker, die Zünfte, sind in der Zeit vom 12. bis zum 14. Jahrhundert entstanden und haben sich schließlich überall durchgesetzt. Bald entschieden die Zünfte alle Fragen des Handwerks selbst. Die Zunftordnungen regelten die Ausbildung und das Verhältnis zwischen Meistern, Gesellen und Lehrlingen. Die Zünfte setzten Qualitätsmaßstäbe und führten Kontrollen durch, sie bestimmten die Preise und Arbeitszeiten und entschieden die Streitfälle. Zu ihren wesentlichen Privilegien gehörte bald ihre eigene Gerichtsbarkeit – das heißt, sie erhielten die Befugnis, über Vorfälle in ihrem Kreis Recht zu sprechen und das gefällte Urteil selbst zu vollziehen.

In der frühen Zeit der Zünfte gab es noch kein Verbot, ein Gewerbe auszuüben, wenn man nicht der entsprechenden Zunft angehörte; der sogenannte *Zunftzwang* entstand erst im Laufe der Zeit. Praktisch aber waren für jeden Handwerker mit dem Eintritt in die Zunftgemeinschaft große Vorteile, mit dem Nichteintritt erhebliche Nachteile verbunden, so daß die allermeisten der Zunft beitraten. In der Zunftordnung der Baseler Kürschner von 1226 heißt es: »Wer aus ihrem Handwerk nicht ihrer Gesellschaft angehören will, der soll von der Arbeit für eigenes Gebieten und von dem Marktverkehr in Kauf und Verkauf und von aller Gemeinschaft mit ihnen gänzlich ausgeschlossen sein.« Und 1258 lautet die Bestimmung

bei den Metzgern: »Wer der Zunft nicht beitreten will, der soll in den gemeinen Bänken [gemeint sind die ›Fleischbänke‹, die Verkaufsstände auf dem Markt], soviel den Fleischverkauf angeht, nichts zu schaffen haben, und von der Gemeinschaft ausgeschlossen sein.« (Wissell Ib, S. 47) Der der Zunft nicht angehörende Handwerker war von ihren Einrichtungen ausgeschlossen, er konnte zwar im Dienst eines Anderen arbeiten, durfte aber selbst keine Gesellen einstellen.

Die Zünfte waren jedoch nicht nur gewerbliche Vereinigungen, sie stellten auch soziale und religiöse Gemeinschaften dar: ihr Einfluß auf das Leben des einzelnen Mitglieds erstreckte sich auf alle Lebensbereiche. Unterwarfen sie den Einzelnen einerseits strengen Regeln, waren sie andererseits eine starke Solidargemeinschaft, die dem in Not geratenen Mitglied beistand. Sie halfen den Witwen und Waisen, ersetzten sozusagen die Krankenkasse und garantierten einem in Armut verstorbenen Mitglied ein standesgemäßes Begräbnis.

Eine unabdingbare Voraussetzung für die Aufnahme in die Zunft war die »freie und ehrliche Geburt« – die Zunft duldete niemanden unter ihren Mitgliedern, der den ›sittlichen‹ Anforderungen der Zeit nicht entsprach. Kein *unehrlicher* Mensch durfte ins Handwerk aufgenommen werden – und *unehrlich* im mittelalterlichen Verständnis waren solche, denen bestimmte bürgerliche Rechte fehlten: in erster Linie die Unfreien, die Leibeigenen, dann die unehelich Geborenen, auch Juden, Heiden, Türken, Zigeuner und schließlich die Angehörigen bestimmter als verwerflich oder verächtlich anzusehender Gewerbe, die früher meist von Unfreien ausgeübt worden waren, wie zum Beispiel die Scharfrichter, Abdecker, Totengräber, Zahnzieher, Schäfer und Bader. Außerdem wurden alle diejenigen für *unehrlich* gehalten, die der Obrigkeit gegen den freien Bürger dienten, also Zöllner zum Beispiel, Nachtwächter und Gerichtsdienner. Schließlich natürlich Mörder, Diebe, Gesetzesbrecher. Aber auch schon das Berühren eines toten Hundes konnte zum Verlust der *Ehrlichkeit* führen! Die *Handwerksehre* hat in den Zünften immer eine große Rolle gespielt. Die Zünfte besaßen ein ausgeprägtes ›Standesbewußtsein‹ und schirmten sich so auch gegen zu großen Zulauf ab. Zur Zeit der Gründungen der Zünfte waren die Frauen ohne Einschränkung ›handwerkstüchtig‹, besonders mit der Verarbeitung von Textilien waren viele von ihnen beschäftigt. Später dann gab es zunehmend Bestrebungen, die Frauen aus dem Handwerk herauszudrängen. Es kam soweit, daß ein Geselle für *unehrlich* erklärt werden konnte, weil er neben der Magd des Hauses gearbeitet hatte ...

## Das Wandern als Handwerksbrauch

Wann genau die ersten Handwerksburschen auf die Wanderschaft gingen, wissen wir nicht; im 19. Jahrhundert galt das Wandern der Handwerker als ›uralter Brauch‹. Die ersten urkundlichen Erwähnungen stammen aus dem 14. Jahrhundert: »welck knecht, de dre jahr gedenet heft in dem ampte, lüstet et em tho wandernde, dat schall he kündigen den Werkmeistern«, heißt es in der Satzung der Hamburger Gerber aus dem Jahre 1375. Das Wandern war damals offenbar ein schon eingebürgerter Brauch. Noch aber war es freiwillig. Zum unerläßlichen Bestandteil der Ausbildung eines jeden Gesellen und zur Voraussetzung für die Zulassung zur Meisterschaft nach den Regeln der Zunft wurde es wohl erst im Laufe des nächsten Jahrhunderts. Jeder, der in ›das Amt‹ aufgenommen werden will, heißt es dann in einer Zunfturkunde der Lübecker Wollenweber aus dem Jahre 1477, »schal ersten wandern jar unde dach, unde wanner he denne wedderumme kumpt, so mach he kamen in de morgensprake unde esschen dat ampt« [soll erst wandern Jahr und Tag, und wenn er dann wiederkommt, so kann er zur Morgensprache kommen und das Amt fordern] (Wissell Ia, S. 151). Die vorgeschriebenen Wanderzeiten variierten. Während sich zum Beispiel die Kistenmacher Lübecks mit einem halben Jahr begnügten, forderten andere Gewerbe auch schon Wanderzeiten von zwei oder drei Jahren und einem Tag.

Schon aus dem 14. Jahrhundert sind andererseits auch Wanderverbote überliefert. Den Mitgliedern bestimmter, sogenannter ›gesperrter Handwerke‹, wurde das Wandern aus einem einfachen Grund untersagt: Es galt ein Monopol zu schützen – die Kenntnis und Fähigkeit bestimmter Arbeitsmethoden und Fertigungsweisen sollte nicht aus den Stadtmauern herausgetragen werden. So gab es ein Wanderverbot zum Beispiel bei den Bernsteindrehern in Lübeck schon 1385, etwas später dann in Nürnberg bei den Brillenmachern, den Trompetenmachern und den Drahtziehern. Später, im 18. Jahrhundert, hat es dann zeitweise Verbote gegeben, ins Ausland zu wandern, denn die Behörden fürchteten, daß die Gesellen außerhalb der Landesgrenzen mit gefährlichen freiheitlichen Ideen in Kontakt geraten könnten!

Warum aber verließen die Gesellen für viele Jahre Eltern, Freunde und die vertraute Werkstatt, um in der Fremde umher zu ziehen? Und warum wurde das Wandern schließlich sogar von den Zünften vorgeschrieben?

Es kamen wohl mehrere Gründe zusammen: In der Fremde hofften die jungen Handwerker Erfahrungen zu sammeln, Kenntnisse zu erwerben und Fertigkeiten zu erlangen, die ihre Ausbildung erst vervollständigen sollten. In ihrem Heimatort dagegen gab es oft nicht einmal die Möglichkeit zu arbeiten, da die ortsansässigen Meister meist nur eine kleine Zahl von Gesellen beschäftigten, und nicht jeder ausgelernte Lehrling fand eine Werkstatt, die ihn brauchte. So blieb dem jungen Gesellen dann oft gar keine andere Wahl, als sein Glück in der Fremde zu suchen.

Zu drohender Arbeitslosigkeit und dem Wunsch, die eigene Ausbildung zu vervollständigen, kamen dann sicher auch ein gehöriger Schuß Abenteuerlust und Freiheitsdrang der jungen Handwerker – in einer Kombination dieser Motive werden die Gründe für das Wandern der Gesellen zu suchen sein.

In der Folge entwickelte sich die Wanderzeit zur Hohen Schule des Handwerks. Bevor einer als Meister seines Fachs gelten konnte, sollte er etwas zu »sehen und lernen« kriegen – so heißt es in der Ordnung der Wand- und Tuchmacher Hamburgs von 1595, die eine zweijährige Wanderzeit vorschreibt (Wissell Ia, S. 152). Bevor ein junger Handwerker seßhaft wurde, als Meister eine eigene Werkstatt eröffnete und eine Familie gründete, sollte er sich in der Welt umgesehen haben. In fremden Städten und Ländern sollte er fremde Sitten und Gewohnheiten kennen und respektieren lernen, in den Werkstätten fremder Meister anderer Gegenden wurde er mit ihm unbekanntem Werkzeugen und Techniken vertraut und vervollkommnete so seine eigenen Fertigkeiten. Als ein »erfahrener« und »be-wanderter« Mann sollte er zurückkehren, um in der Heimat dann um so nützlicher zu sein. In manchem alten Handwerkslied kommt diese Wertschätzung des »Gewanderten« gegenüber dem Daheimgebliebenen deutlich zum Ausdruck:

Ein wol erfahrner Handwerksbursch,  
Den hält man lieb und wert:  
Ein ungewanderter Strohsack  
Der ist kein Teufel wert.

Wie heißt man einen Ofensitzer?  
Er heißt Guck in die Welt.  
Er bläst sich auf als wie ein Pfau  
Und pocht mit seinem Geld.



Kaum aus der Lehr gekrochen heraus,  
So trägt er einen Stock.  
Er wird ein Bürger und Meister genannt  
Mit seinem Bubenrock.

Er hat kein Gritz in seinem Bart,  
Versteht gar kein Manier.  
Ein Bursch der brav gewandert,  
ist zum Vivatpossen dir.  
(Schade 1865, S. 118)

Ganz in diesem Sinne haben die verschiedenen Zünfte dann auch ihr Wandergebot begründet. So heißt es in der Satzung der Schneider von Halle im Jahr 1637: »Dieweil es auch die tägliche Erfahrung bezeuget, daß oftmals junge Gesellen, die allererst ausgelernt und niemals gewandert, die Haushaltung anfangen und Meister zu werden sich unterstehen, darüber sie dann sich selber nicht allein in Schaden setzen und in Ungedeihen gerathen, sondern auch wohl Burgern und Fremden die Arbeit und Kleider verderben, welches denn danne zu großem Nachtheil und dem Handwerke zu sonderlichem Hohn und Schimpf gereicht, so soll hinführo keinem mehr gestattet noch zugelassen, Meister zu werden, er habe denn zuvor nach seinen Lehrjahren zwei Jahr gewandert.« (Wissell Ia, S. 152)

Anno 1714 heißt es in der Tuchmacherordnung von Wien: »Und weiln durch Besuechung fremder land und stätt sonderlich die Handwerksleut ein mehrers in Erfahrung bringen und in ihrer Profession sich verbessern können, als wolle zwar einem jeden altem Gebrauch nach freistehen, wann er will, seine Wanderschaft anzufangen, doch verbunden sein, zwei Jahr lang solche zu verrichten.« Im Jahre 1685 begründen auch die Messerschmiede Halles ihr Wandergebot: »Weil auch in Vielen Handtwercken wohl Versehen, dass die Gesellen zu wandern pflegen, damit sie nicht alleine etwas mehrers auf ihrem Handtwerck lernen, sondern auch etwas von anderen sehen, und mit der Zeit desto nützlicher zu gebrauchen seyn mögen, So soll eines Meisters Sohn zum wenigsten Ein Jahr unter erwehnten Zweyen, Ein Ander aber Zwey Jahre gewandert haben, ehe Er zu muthunge des MeisterRechts gelassen wirdt.« (Wissell Ib, S. 304) In dieser letzten Begründung klingt auch der andere Grund für die Wandergebote an – das Bestreben der Zünfte, die Zahl der an einem Ort ansässigen Meister zu kontrollieren. Daß eines Meisters Sohn nur ein Jahr wandern mußte, jeder andere länger, findet hier seine Erklärung: auf den Meister-